Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 18 (2011)
Heft: 202: r

Artikel: Zwischen Stromgitarren und Herdengeläut
Autor: Schläpfer, Chrigel
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-884709

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zwischen Stromgitarren und Herdengeläut

Immer wieder hoch: Den Älpler **Chrigel Schläpfer** *zieht es im Sommer in die Berge und auf abgelegene Alpen. Im Winter locken im Unterland der Sound experimenteller Projekte und der Austausch mit Freunden.*

Meine Kindheit verbrachte ich als Landei, hangelte mich in meiner Freizeit durchs Geäst des benachbarten Urwalds, staute Bäche und verbrachte viel Zeit mit der Beobachtung von Kleingetier im nahen Tümpel. Täglich bezog ich mein Grundnahrungsmittel Rohmilch vom Bauernhof und bedauerte die armen Stadtkinder, die zum Spielen keinen Wald hatten. Dass ich einen gewalttätigen Lehrer hatte, schien mir ein unangenehmer Zufall, welchen ich nicht mit ländlichen Zuständen der siebziger Jahre in Verbindung brachte.

Verschiedene Verwandte und Bekannte lebten zwar von der Landwirtschaft, eine Vertraulichkeit mit den riesigen Kühen und Stinkschweinen wollte in meiner Kindheit aber noch nicht entstehen, ich misstraute den Viechern. Dafür war ich mit dem Angebot an Gemeindesaal- und Brauchtumsanlässen, Stobeten, Streichmusik und Ähnlichem zufrieden. Als mir mit zwölf Jahren eines Tages ein Nachbarbub auf dem Schulweg mitteilte: «Der Elvis ist gestorben, heute werden die Weiber (Mitschülerinnen) sicher heulen», hatte ich keine Ahnung, wovon er sprach.

Im darauffolgenden Jahr berührte auch mich die Faszination von Stromgitarren und via einschlägiger Radiosender bemühte ich mich, mein Manko an Wissen über Rockmusik aufzuarbeiten. Einen Plattenladen gab es in meinem Schnarchkaff natürlich nicht, ich musste mich andernorts mit göttlichem Lärm eindecken.

In die Stadt gelockt

So begab ich mich bald regelmässig auf heimliche Erkundungen in die benachbarte Grossstadt St.Gallen. Nicht nur, um meine Plattensammlung mit neuen Schätzen zu bestücken, sondern auch um das kennenzulernen, wovor mich meine Eltern schützen wollten. Für sie barg «die Stadt» ein unberechenbares Gefahrenpotential für Jugendliche. Mir hingegen war klar, dass in der Stadt Abenteuer warteten, die mir das Land nicht bieten konnte. Ich wollte den Einschränkungen des Landlebens und den Zukunftsplänen, die meine Eltern für mich hegten, entfliehen. Um die Welt verändern zu können, drängte es sich auf, im städtischen Umfeld Gleichgesinnte zu suchen. Im Laufe der Zeit würde ich in diesem Pfuhl schon fündig werden. So zog ich mit achtzehn Jahren endlich in die grosse, gefährliche Stadt, um mich (neben Lehre und Brotjobs) dem wilden Leben hinzugeben.

Mit zwanzig hatten die Individualisierung meines Outfits, RS-Desertion und mutmassliche Verbrechen (mediale Aufpeppung eines unfreiwilligen Kontakts mit ausländischen Justizbehörden) für Aufsehen gesorgt. An meinem damaligen Wohnort und vor allem in der Gemeinde meiner Kindheit erfuhr ich, was gesellschaftliche Ächtung heissen kann. Diese Erfahrung hat meine Einschätzung von dörflichen Gemeinschaften, deren sozialen Kontrollmechanismen und möglichen reaktionären Auswüchsen für lange Zeit geprägt. Geborgenheit suchte ich für die nächste Zeit in der Anonymität der Städte und im subkulturellen Ghetto. Die wütende Energie von Hardcore- und Punkmusik begleitete mich, Freiräume und besetzte Zentren lockten mich in andere Städte.

Anziehung Alp

In den Jahren darauf musste ich feststellen, dass mir die Möglichkeiten der Stadt nicht ausreichten, meinen Hunger nach intensivem Leben zu stillen. Ich verpflichtete mich zu einem ersten Alpsommer als Hirt im Wallis und merkte nach anfänglicher Überforderung, dass ich etwas gefunden hatte, was mir wichtig werden würde. In einer selbstbestimmten Gruppe trugen wir die Verantwortung für die Gesundheit einer Herde Kühe und für die Milchverarbeitung, gemeinsam bewältigten wir ein immenses Arbeitspensum. Das brachte mir Bestätigung, Selbstvertrauen und Zufriedenheit; die Aktivitäten in der knappen Freizeit ebenso. Alp- und Landwirtschaft bieten vielfältige Möglichkeiten, seinem Arbeitsplatz eine individuelle Prägung zu geben. Mit den Tieren zog ich über die Weiden, zeigte ihnen lohnende Futterplätze und fühlte mich den Hirten verbunden, die vor tausend Jahren die gleiche Arbeit gemacht hatten.

Ich lernte als Senn Bakterien und Enzyme in Käseprozesse einzuspannen; den jungen Käse über Monate täglich zu begleiten und reifen zu lassen, um ihn im Winter anschneiden und geniessen zu können. Das Entstehen von Arbeits-, Liebes- und Konfliktgemeinschaften forderte mich regelmässig heraus. Staunend lernte ich Verhalten, Kommunikation und Herdendynamik von Rindern, Kühen, Ziegen kennen. Die Verständigung mit den geschätzten Hütehunden öffnete unbekannte Sichtweisen.

Ich begann neue Aspekte des Landlebens zu schätzen, verbrachte viel Zeit in der Landschaft und schlief bei trockener Witterung regelmässig draussen. Die Faszination starker Berggewitter, aber auch Todesfälle beim Jungvieh durch Blitzschläge liessen mich erahnen, warum frühere Generationen solche Energien Gottheiten zuschrieben. Durch heftige Wetterumschläge, Wildbäche, Felsstürze und Lawinen wuchs mein Respekt vor Kräften, mit denen ich mich zu arrangieren hatte, wenn ich nicht meine und die Unversehrtheit der Tiere riskieren wollte.

Rufende Berge

Durchs z'Alp-Gehen zogen mich die Berge immer stärker an. Ich begann mit Klettern und Gleitschirmfliegen, machte Hoch- und Skitouren. Die Horizonterweiterung, die mir eine Gipfelbesteigung beschied, steigerte sich, je höher und einsamer der Aussichtspunkt war. Mich als Teil der Landschaft und der Natur zu fühlen, konnte mit euphorisierenden Zuständen einhergehen, die meine Ausdauer und Leistungskraft erheblich unterstützten. Ähnliches erleb-

te ich in der Stadt ausnahmsweise bei einem berauschenden Konzert.

Meine emotionale Verbundenheit zum Alp- und Berggebiet konnte ich meinem städtischen Umfeld nicht vermitteln. Ich brauchte im Herbst längere Pausen, bis ich in der Stadt wieder auf Freunde zugehen mochte. Die unangenehmen Begleiterscheinungen des Stadtlebens – Verkehr, «Stadtentwicklung» durch Abbruchpolitik und so weiter – begannen meine Befindlichkeit als Stadtbewohner in Frage zu stellen. Die angenehmen Seiten des Lebens im Zentrum St.Gallens und soziale Kontakte reichten nicht aus, mich wenigstens im Winter ans Unterland zu binden.

Ich war neugierig, wie «meine» Bergbauern und -bäuerinnen den Winter verbrachten. Ich begann Betriebshilfeeinsätze zu machen für eine Organisation von Biobergbauern. Doch die Lebensbedingungen und die Haltung der Nutztiere im Winter fand ich ziemlich einengend und im Vergleich zum Alpsommer langweilig. Ich fand es spannender, für die betreffenden Betriebe alte Wohngebäude und Ställe zu renovieren oder an Stallneubauten mitzuwirken.

Bild: Yannick Andrea

Familienanschluss fürs Rindvieh

Landleben heisst für mich auch, Zusammenhänge in der Nahrungsmittelproduktion sinnlich wahrzunehmen. Damit ich Käse, Butter, Quark und Joghurt machen und essen kann, wurde der Kuh, die ich melke, das Kalb geraubt. Die Kuh selber wird spätestens bei Altersschwäche geschlachtet und zu Nahrung verarbeitet. Während der Milchverwertung oder beim Genuss von feinem Käse verdränge ich solche Zusammenhänge natürlich so erfolgreich wie die Konsumenten ohne direkten Bezug zur Nutztierhaltung auch.
Bei manchen Bergbauern haben die Tiere Familienanschluss. Schon Kinder im Vorschulalter erkennen die Kühe ihres Hofes in einer gemischten Herde – als seien es vertraute Spielkameraden. Jede Kuh hat ihren Namen, der mit Respekt ausgesprochen wird. Mir selber fiel das Erkennen aller Individuen einer ganzen Herde brauner Rindviecher auch Ende Alpsommer schwer.

Der Widerspruch, mit Familienmitgliedern respektvoll umzugehen und sie trotzdem irgendwann in den Schlachthof zu bringen, beschäftigt mich auch nach mehr als zwanzig Jahren. Er wird auch von Bauernkindern nicht oft thematisiert und falls doch, kommt ein Tier halt später zum Schlachter. Land- und Alpwirtschaft beinhaltet, Tiere zu betreuen, die vielleicht schon im Herbst als Gewichtsmasse Fleisch gerechnet werden. Damit muss ich mich als Älpler abfinden. Um mich darauf einzulassen, habe ich mal auf einem Hof beim Schlachten von zwei Alpschweinen assistiert. Die Tiere erlitten ohne Vorahnung einen schnellstmöglichen Tod. Bei der Verwertung des Schlachtkörpers gab es ausser Borsten, Knochen und Klauenhorn keine Abfälle. Spätestens seit diesem Zeitpunkt ist mir klar, dass ich als temporärer Fleischesser keine Filets, Pouletbrüstli oder Ähnliches erwerben kann. Wer Fleisch isst, soll auch an weniger attraktiven Teilen rumnagen, wenigstens so viel Respekt hat das getötete Tier verdient. Nur selten Fleisch zu essen, ist keine Einschränkung für mich, ohne Käse zu leben, würde mir schwer fallen.

Erwartungen und Projektionen

Dass ich – wie die Nutztiere in den Ställen – mich aufs Hofleben oder eine kleine dörfliche Gemeinschaft einlassen sollte, um im Berggebiet leben zu können, sah ich allerdings auch nicht ein. Die Bedenken blieben, Erwartungen der Bergbauern an den fleissigen Älpler enttäuschen zu müssen. Ich mochte mich im Winter nicht ausschliesslich mit Lohnarbeit beschäftigen. Die Vorstellung, auf Abruf bei Unfällen und Ferienwünschen der Bauern bereit zu stehen, bedrängte mich. Vermutlich würde ein wichtiger Teil meines Gedankenaustauschs zu Themen, die nicht Landwirtschaft, Tal, Wetter und Tagespolitik betreffen, mehrheitlich über Telefon, E-Mail und Briefe stattfinden und nicht mit den Bewohnern des Bergtals. In der Stadt teile ich mein Dasein als Andersdenkender mit so vielen andern, dass ein vages Zugehörigkeitsgefühl zu Szenen besteht. Auf dem Land hingegen fühle ich mich schneller mal isoliert.

Aufgeweicht haben sich mit den Jahren meine Bilder von «konservativ», «alternativ», «links» und «rechts». Die meisten meiner Bekannten im Berggebiet stellen sich andere Fragen, als die, wie sie sich politisch definieren. Lange Haare tragen und sich «alternativ» gebärden ist auch bei einem Bergbauer keine Garantie für integeres Verhalten. Die Mitgliedschaft eines Bauern in einer konservativen Partei noch kein Hindernis, sich als Arbeitgeber fair und freundschaftlich zu verhalten. Solchen Menschen begegnete ich Anfang zwanzig im subkulturellen Ghetto der Städte nicht.

Was uns weiterhin unterscheidet, sind die unterschiedlichen Auseinandersetzungen mit Menschen, die ausserhalb des Tals leben und keine Touristen sind: Flüchtlinge, Linke, Kulturschaffende, Querdenkende, Ausscherende, Suchende. Trotzdem sind viele Bergbauern und -bäuerinnen gerade durch den Kontakt mit Älplern häufig offener gegenüber etwas schrägeren Vögeln als andere Landbewohner.

Meine Freundinnen und Freunde auf dem Land leben weit auseinander und sympathische Stammbeizen sind noch rarer als in der Stadt. Das sind wahrscheinlich die zentralen Gründe, warum ich bis jetzt nicht in einem Bergtal ansässig geworden bin, auch wenn weiterhin Sehnsüchte bestehen, in Berglandschaften leben zu wollen.

Chrigel Schläpfer, 1965, Mitherausgeber «Neues Handbuch Alp», mag sich auch nach bald zwanzig Alpsommern und 25 Jahren Stadt nicht für einen Lebensraum entscheiden.